

von ihm geöffneter Billets bestand nur in den wenigen Zeilen: „Das Spiel beginnt . . . wie es endet, wer weiß es! Doch das bleibt gleich unter Männern, die sich einander Leib und Seele zugeschworen. Du kannst kein Abtrünniger sein . . . du nicht, wir wollen es nicht glauben, darum komme! . . . morgen fällt der Würfel.“

Diese Mahnung war mit S s. unterzeichnet.

Wie schwer gelähmt fiel seine Hand mit dem Briefe neben ihm auf's Sopha nieder. Er fuhr zusammen, als fühle er sich von einem über ihn hinstürzenden Strom eisigen Wassers durchschauert. Die Aufforderung, sein krankes Kind zu verlassen, machte ihn unfähig, zu einem Entschlusse zu gelangen, seine Sinne schienen sich verwirrt zu haben. Erst nach einer langen Weile fand er soviel Ruhe, sich dem Nachdenken überlassen zu können. Gretchen war ihm über alles teuer. Wer bürgte dafür, daß die günstige Wendung in ihrer Krankheit von Dauer sei? Hieß es nicht sein Kind opfern, wenn er dem Rufe seiner Freunde folgte, um ihrer willen sein höchstes Gut, das einzige Wertstück, das aus der unglücklichen Ehe mit ihrer Mutter ihm zum Trost geblieben war, preisgab? Und doch prickelte der Drang, ihnen seinen Schwur zu halten, den er feierlichst in ihre Hände geleistet, ungestüm an seiner Seele.

Wolfgang trat in diesem ihn so mächtig bewegenden Moment in's Zimmer.

„Du siehst ja sehr heiter aus, Bernhard,“ bemerkte Doktor Philipp. „Du mußt große Freude gehabt haben.“

„Habe ich auch,“ antwortete der Gefragte und setzte lachend hinzu: „Oder wir beide haben vielmehr das beste Recht, uns zu freuen. Und wenn unsere ganze medizinische Fakultät ihr votum consultativum abgeben sollte, sie könnte unsere Freude, daß Gretchen das Schlimmste hinter sich habe und wie die astrologische Redensart lautet: ihr Stern im Aufsteigen begriffen sei, nicht tadeln.“

„Du glaubst sie also außer aller Gefahr?“

„Mit Bestimmtheit,“ antwortete der junge Arzt. „Sie wissen, daß ich mich nicht voreilig in Schlüsse verrenne, über die ich mit mir nicht hinreichend im Klaren bin . . . das londoner Spitaljahr war für mich von größtem Nutzen. O, Professor Sedley ist ein unvergleichlicher Lehrer, ich bin ihm großen Dank schuldig.“

„Gewiß, gewiß . . . ein Arzt, vor dem man den aufrichtigsten Respekt haben muß.“

Mit Erstaunen bemerkte Doktor Wolfgang, daß der alte Herr trotz der Freude, sein Töchterchen auf dem günstigsten Wege zur Genesung von ihrer abscheulichen Krankheit zu wissen, nur mit Mühe Unruhe und Befangenheit verbarg, was sich dieser nicht erklären konnte; indes er sollte bald des Rätsels Ursache kennen lernen.

Ein sehr auffälliges Schweigen folgte, Doktor Philipp rieb sich ein paarmal die Stirn, als läge ihm daran, ein ihm widerwärtiges, beängstigendes Denken von sich abzuwehren, dann kam er auf den berühmten Professor Sedley vom Guyhospital zu sprechen und lenkte dann nach einigen vermittelnden Uebergängen das Gespräch auf den den guten Arzt so besonders auszeichnenden Ruhm, ein unfehlbarer Diagnostiker zu sein.

„Wollen Sie mir denn schmeicheln? Das kenne ich garnicht an ihnen,“ äußerte der junge Mann überrascht.

„O nein, nein, daran denke ich nicht, ich freue mich nur, daß du dich hinsichtlich Gretchens mit solcher Ueberzeugung ausspricht,“ wandte der alte Herr ein.

„Ich bin auch erbötig, meine Meinung gegen jeden etwa abfälligen Widerspruch zu vertreten.“

„Ich zweifle nicht, mein guter Bernhard, durchaus nicht,“ versicherte jener, und nach einem tiefen Atemzuge rief er: „Ah, ich kann es wagen!“

„Wagen? Was?“

„Ein Freund beansprucht meine Hilfe . . . ich möchte meinen guten Willen nicht bezweifeln lassen und zu ihm eilen. Da du mich bezüglich Gretchens so überzeugend beruhigt hast und ich sie unter deiner treuen Obhut weiß, so glaube ich . . .“

„Sie wagen nichts dabei, verlassen Sie Sich auf mich,“

unterbrach ihn Wolfgang, der auch nicht die geringste Ahnung hatte, was Doktor Philipp hinter seiner so einfachen Erklärung versteckt hielt.

Als die nächste Mitternacht vorüber, fuhr ein zweispänniger Schlitten seitwärts der Apotheke vor. Doktor Philipp, in eine mächtige Fuchskirre eingehüllt, schloß die Haustüre hinter sich und stieg rasch in das mit einer stattlichen Bärenfelldecke überbreitete Fuhrwerk, das lautlos auf der schon etwas locker gewordenen Schneebahn dahin glitt. Tief in sich versunken eilte Doktor Philipp seinem Schicksale entgegen.

Es fiel niemand am folgenden Tage auf, daß der alte Herr unsichtbar blieb, es war nicht das erstmal, daß er entweder im Laboratorium oder in der Offizin sich anhaltend beschäftigte und daher nur von wenigen seiner Leute gesehen wurde. Doktor Wolfgang war jedoch nicht im Stande, eine Beunruhigung wegen dieser Abwesenheit Philipps bei sich zu unterdrücken, umsomehr als gegen Abend dieses Tages sich das Gerücht verbreitete, in Göttingen sei Revolution ausgebrochen. Wenn sich der junge Arzt an die Unruhe und Befangenheit seines sonst so würdigen väterlichen Freundes erinnerte, so trat die Vermutung in ihm auf: es sei wohl möglich, daß dieser übermeistert von seiner zur Leidenschaft gebiehnem Neigung, des Landes und Volkes Befreiung gegen die Unterdrücker mit zu erkämpfen, alles außer Augen gelassen, was ihm lieb und heilig war, also auch sein krankes Kind. Der Beweis, daß er sich in keinem Irrtum darüber befand, fiel ihm in die Hand, als er in Doktor Philipps Wohnzimmer trat.

Am Fußboden neben dem Schreibtische lag jenes Billet, das mit S s. gezeichnet war und den Empfänger in lakonischer Weise aufforderte, seinen Schwur zu halten. Doktor Wolfgang zweifelte keinen Augenblick, daß das Unglück bereits seinen Anfang genommen. Er spürte überall umher, um irgendwo noch ein Papier aufzustöbern, das vielleicht durch seinen Inhalt gegen Doktor Philipp Zeugenschaft ablegen könnte; er fand keines und verbrannte daher das einzige, was er gefunden.

Eine Viertelstunde später wurde er zu einem Kranken berufen.

Die Amme begegnete ihm, welche von der Straße kam. „Verwahre dich der Herr Doktor gut“, warnte sie; „'s ist 'n mordböser Wind, der alles in Stücke zerreißen will“.

„Jeder muß sein Glück versuchen, ich werde mich gegen den Grobian stemmen, so gut ich kann“. Damit lief der junge Arzt fort.

In ganz kurzer Zeit war der heftig einherjagende Westwind zum Sturme herangewachsen, der wie mit Donnerschlägen durch die Straßen raste. Wer konnte, entfloß dem wütenden Elemente, welches Ziegel und Schornsteine aus der Höhe niederschleuderte und die Flüchtigen mit schweren Gefahren bedrohte. Plötzlich — es war in der zehnten Morgenstunde — erschallte in der Nähe der Apotheke der gellende Schrei: „Feuer! Feuer!“ Das Nebengebäude war das Haus eines Bäckers. Wäre nicht der Sturm so furchtbar gewesen, hätte der jedenfalls leicht zu löschende Brand noch im Beginne getilgt werden können, aber das war vergeblich, die Flammen schlugen wild auf, die angrenzende Apotheke wurde ergriffen. Der Platz füllte sich mit einer Menge durch die Sturmglöden herbeigerufener Menschen, wie sie ja niemals bei einer derartigen Vernichtungskatastrophe fehlen.

Die Angestellten und Arbeiter der Apotheke und Männer aus der Zuschauermenge legten rüstig Hand mit an, um aus der Offizin soviel zu retten als möglich war; aber eben so rüstig, allen Widerstand überwältigend, griffen die vom Sturm gepeitschten Flammen das zweistöckige Gebäude an und machten schon die Treppe desselben unpassierbar. Was noch aus den verschonten unteren Zimmern des langgestreckten Hauses gerettet werden konnte, geschah. Aus der dem Feuerherd im Bäckerhause zunächst gelegenen Hälfte des zweiten Stockwerkes der Apotheke prasselten bereits herabstürzende Fensterrahmen herunter und gierige Flammenzungen quollen nach. Die östliche Hälfte, die Wohnung Gretchens, war noch vom Feuer unberührt; auf

wie lange aber? An ihren noch ganzen Fenstern zogen dicke Rauchwolken und Glutschein der Flammengarben hin. Alle starren nach diesem wilden Treiben des entsetzlichen Elementes hinauf. Erschöpft von der Anstrengung der Rettungsarbeiten standen die Männer, während einige Sprizen Wassermassen emporschleuderten, um dem Weitergreifen des Feuers da oben Einhalt zu tun, rat- und tatlos dem sich in Eile fortpflanzenden Unglücke gegenüber, da gellte ein Schreckensschrei plötzlich aus vieler Munde.

„Herrgott im Himmel, erbarme dich! . . . da oben . . . im zweiten Stock . . . Heiland der Welt! . . . ein Mensch! . . . ein Mensch!“ . . . rief man durcheinander. Es war keine Täuschung. Man hatte eine weiße, vom Glutschein beleuchtete Gestalt gesehen, welche eins der Moulcaux aufzog, und dann, die Hände wie in Verzweiflung über Kopfhöhe rang, als sank sie vor Schreck in die Kniee, wurde ihre Gestalt von einer vorüber sich wälzenden Rauchwolke verhüllt.

Der allgemeine Schreck war so groß, daß ein unheimliches Schweigen die Menge wie in einem Bann gefangen hielt, dessen Dauer jedoch nur kurz war, indem er mit der Verflüchtigung der Rauchwolke endete und der Glutschein vom Feuer aus neue, die, wie es schien, zum Feuertode Verurteilte beleuchtete. Man sah die Unglückliche ihre Arme an dem Fenster emporstrecken, wahrscheinlich um es aufzuwirbeln. Bei dieser vergeblichen Anstrengung fiel ihr eine reiche Haarfülle über Schultern und Brust. Ein Frauenzimmer aus der Menge rief mit starker, schneidiger Stimme: „Du, mein Herrgott, soll denn das arme Wesen da oben so elendiglich vor unseren sichtlichen Augen verbrennen? Das wäre ja für unsere Stadt eine ewige Schande. Hat keiner unserer Männer Mut, es zu retten?“

Fast schien es so, denn niemand meldete sich; aber eine Stimme machte sich hörbar: „Ich . . . ich hole sie herunter . . . legt die Rathausleiter an.“ Der das rief, war ein junger Bursche von hohem, schlanken Wuchse, anscheinend ein Feuerarbeiter, denn er trug eine schwarze, kurze Bluse.

Totenstille lagerte auf der Zuschauermenge, von der man ohne Uebertreibung hätte sagen können, daß sie bei dem Wagstück des Jünglings sich von Angst um ihn durchschauert fühlte. Die von vielen Händen gehaltene Leiter schwankte zuweilen im Zuge des Sturmes so arg hin und her, daß es recht augenscheinlich schien, er werde diesen verwegenen Aufstieg mit seinem jungen Leben bezahlen müssen. Als er die Höhe bis zum Fenster erreicht hatte, wollte der Freudensturm der Menge losbrechen; aber eine gewaltige Männerstimme rief über aller Häupter hin: „Ruhe da! Jetzt kommt erst das Schwerste . . . bittet Gott, daß er ihm dazu Kraft gebe!“ Allgemeines Schweigen folgte dieser Mahnung des Bürgermeisters. Für einen Augenblick zitterten alle Hinaufschauenden, denn der Retter, als er fast die vorletzte Sprosse erreicht hatte, schien vom Schwindel erfaßt zu werden, man sah, wie er sich ängstlich anklammerte; aber es war nur für eine Sekunde, dann hob er sich zur obersten Stufe hinauf und hatte damit einen Einblick ins Zimmer gewonnen. Da war es aber doch gerade, als zöge ihm jemand die Leiter unter den Füßen weg, er schwankte so sichtbar, daß einige Schreckenslaute aus der untenstehenden Volksmenge hörbar wurden, indes das Schlimmste, was man für ihn befürchtete, ging ohne Unglück vorüber . . . er blieb fest vor dem Fenster stehen, mit den Händen sich an ein paar ziemlich starken Eisenhaken festhaltend, welche im Sommer ein Blumenbeet trugen, was zur Winterzeit natürlich weggenommen wurde, da es nur mit einer Schicht Schnee belastet worden wäre. Als er durch das Fenster in das Zimmer hineinblickte, fühlte er sich von einem ungeheuren Schrecken ergriffen. Es war der fast tödtliche Schreck, mit dem ihn der Blick ins Zimmer hinein überwältigt hatte, daß er fast den festen Halt verloren. Fast inmitten des wohnlichen Raumes, in unbeschreiblicher Angst vor dem ihr drohenden Tode, sah er Gretchen, seines Prinzipals einziges zwölfjähriges Töchterchen, in die Kniee gesunken und erkannte zugleich in ihrem Gesicht und an ihren im stummen Hilfssehen emporgestreckten entblößten Armen, mit welcher ent-

setzlichen Krankheit sie behaftet war, um derentwillen ihr Vater ihren Aufenthalt im Hause verheimlicht, sie von allem Verkehr abgesperrt hatte. Obwohl den Jüngling ein eifriger Schauer durchrieselt, verlor er doch den Mut nicht. Er schlug mit der Hand an den Fensterrahmen, das Klirren des Fensters machte sie aufmerksam in der sie überkommenden Bewußtlosigkeit, sie wollte sich aufrichten, fiel aber, zu schwach dazu, zu Boden. Ohne Zögern zerstiess er die unteren Scheiben; es gelang ihm den inneren Wirbel aufzudrehen, beide Flügel flogen auf und mit einer Kraftanstrengung, wie sie nur die Verzweiflung ermöglicht, schwang er sich über den Fenstersims ins Zimmer.

Nach einer Weile sah man ihn mit der Unglücklichen auf dem Arme erscheinen. Ein hoher Tritt und ein Stuhl darauf mußte am Fenster stehen, denn er stellte die von ihm Getragene auf letzteren, wodurch man erst gewahr wurde, daß es keine erwachsene Person, sondern ein Kind sein könne. Nun kam für ihn das Schwerste, auf die Leiter . . . hinauszusteigen; aber es gelang ihm. Feuer und Rauch, die ihm hätten hinderlich sein können, wurden von ihm fern gehalten, die Sprizen arbeiteten mit einer fabelhaften Eilsfertigkeit. Glücklich hob er die Arme zu sich heraus. Man sah, wie sie vor der Tiefe, in die sie vielleicht einen Blick hinabgeworfen, angstzitternd ihre Arme um seinen Hals schlang und ihr mit Pusteln bedecktes Gesicht an das seinige drückte. Hatten sich auch die Sturmstöße an Zahl und Kraft gemindert, so war der Rückweg aus der Höhe doch noch sehr gefahrvoll, die Leiter geriet mehremale in höchst bedenkliche Schwankungen, indes er erreichte glücklich den festen Boden; aber es war auch die höchste Zeit, geistig und körperlich waren seine Kräfte zu übermäßig angespannt, eine schwere Ohnmacht umschleierte seine Sinne. Als er von der letzten Sprosse herunter trat, brach er zusammen, und Gretchen würde mit ihm zu Boden gestürzt sein, wenn nicht im nämlichen Augenblicke Doktor Wolfgang sie von dem Falle zurückgehalten und dann seinen weitfaltigen warmen Tuchmantel um sie gelegt und mit Unterstützung eines Arbeiters der Apotheke die Bewußtlose in diese hineingetragen hätte, wo man sie auf ein stehen geliebene Sopha bettete.

Ein stürmisches Freudengeschrei der diesem Rettungswerke bewohnenden Menge stieg himmelan.

7. Ein einsamer Mensch.

Zu denjenigen Revolutionen, welche damals mit den in Deutschland ausgebrochenen Aufständen in Reich und Glied sich stellten, gehörten auch die stürmischen Tage von Göttingen, welche nach einer Dauer von 168 Stunden so elendiglich verliefen, daß sie für die Göttinger Chronik durchaus nicht als Ehrentage zu registriren waren. Geredet, geschrieben, gesungen und aufgespielt wurde viel, die Marseillaise, die Pariserne und God save the King wurden bei vollständiger Beleuchtung der Stadt auf dem Rathause und auf dem Markte abgesungen, der am 8. Januar 1831 aus Bürgern und Studenten gebildeten Nationalgarde zur Ehre. Der nächste Tag, ein Sonntag, sah die Entstehung eines Gemeinderates, und der folgende Tag bot einen etwas sehr unruhigen Anblick. Bürger und Studenten waren bis an die Zähne bewaffnet und die Marseillaise wurde wieder aufgespielt. Gener Landdrost von Nieper, der, wie man nachgerade erfuhr, von Osterode die Gefangenen in Ketten nach Hannover hatte bringen lassen, kam mit einem starken Detachement angerückt und wäre fast als Geißel in Göttingen festgehalten worden. Man begnügte sich indes, ihm die Marseillaise so oft als möglich zu Gehör zu bringen. Und daß auch das Komische nicht fehle, dafür sorgten die Herren Professoren der Universität. Sie forderten mitten in dem Trubel, wo jeder mit Dolchen, Pistolen und Waffen aller Art ausgestattet umherlief, mittels Anschlägen unaufhörlich die Studenten zum Besuch der Kollegien auf, bis ihnen endlich verboten wurde, Kollegien zu lesen.

Der „Sturm im Glase Wasser“ endigte faktisch am Sonntagsmorgen 16. Januar. Vor der Stadt hielt der General-Major von dem Busche mit einem Observationskorps und setzte die Unterwerfung derselben bis zum Vollschlag der neunten Morgenstunde als letzte Geduldfrist fest. Nun gab es im Morgen-grau ein unheimlich flüchtiges Wandern von Männergestalten

groß und klein durch die äußeren, hinaus vor die Stadt führenden Gassen. Es waren die Führer und besonders Kompromittirten der aufständischen Bewegung, welche der Gefangen-nahme zu entfliehen suchten, denn die Bürgerschaft hatte sich dem Zwangsbefehle der Unterwerfung gefügt, um ihre Stadt und sich vor sicherem Verderben zu retten. (Fortf. folgt.)

Josef Garibaldi.

(Fortsetzung.)

Die Lage des auf allen Seiten bedrängten Montevideo war eine äußerst bedenkliche geworden, als die englisch-französische Interventionsflotte erschien und die Stadt aus der eisernen Umklammerung ihres Todfeindes Rosas befreite. Nun konnte die italienische Legion wieder angriffsweise vorgehen und bestand das glänzende Gefecht von San Antonio am 8. Februar 1846. Montevideo war gerettet und seine mittellose Regierung gab der italienischen Legion die einzige Auszeichnung, die sie ihr geben konnte — sie rühmte öffentlich deren Tapferkeit.

Als 1847 die freiheitlichen Bewegungen in Europa sich ankündigten, erwachte in Garibaldi, der das Nahen des Völkerfrühlings fühlte, die Sehnsucht nach Italien. Er bot in einem Briefe am 12. Oktober 1847 dem Manne, den er später so sehr bekämpfen sollte, dem Papst Pio IX., seine und der italienischen Legion Dienste an. Um dies zu verstehen, muß man in Betracht ziehen, daß Pio IX. damals allgemein für einen sehr liberalen Mann galt, und daß ein großer Teil der italienischen Bevölkerung von diesem Papste die Herstellung der Freiheit und Einheit erwartete. Es gab auch eine Periode, während deren sich Pio IX. so geberdete, als ob es ihm wirklich ernst sei mit seinen konstitutionellen Gaukeleien.

Uebrigens erhielt Garibaldi auf seinen Brief keine Antwort, und so beschloß er, ohne Einladung des Papstes nach Italien zu gehen.

Die Regierung von Montevideo gab Garibaldi zwei Kanonen und 800 Gewehre, und so schiffte er sich am 27. März 1848 mit etwa 60 seiner Legionäre ein, nachdem die Mittel zur Ueberfahrt durch eine Subskription aufgebracht worden waren. Aber diese Mittel waren so gering, daß manche Legionäre die ganze Ueberfahrtszeit in ihren Betten zubrachten, weil sie keine Kleider hatten. Am 24. Juni bekam man Nizza in Sicht, und als bekannt wurde, daß Garibaldi gekommen sei, um sich an den italienischen Freiheitskämpfen zu beteiligen, empfing man den tapferen Freischaaersführer mit ungeheurem Jubel. Denn der Ruf seiner Taten war längst über den Ozean gedrungen.

In die letzte Zeit des Aufenthalts Garibaldi's in Montevideo fällt jene berühmte Geschichte vom finsternen Zimmer. Eines Abends besuchte ihn der Admiral Lainé, der Kommandant der englisch-französischen Interventionsflotte, und fand es finster. Der Verteidiger Montevideo's war, wie seine Anita bestätigte, zu arm, um sich Licht kaufen zu können. Am andern Morgen sandte ihm die Regierung 500 Franks, er nahm nur eine kleine Summe für sich und verteilte das übrige an die Kinder der gefallenen Legionäre. Wiewohl er sich leicht hätte bereichern können bei der zahlreichen Kriegsbeute, die in seine Hände fiel, so hatte er doch alles gewissenhaft der Regierung abgeliefert. Er war gänzlich arm geblieben und Anita, die Mutter dreier Kinder, ertrug die Armut mit stoischer Gleichmütigkeit.

II.

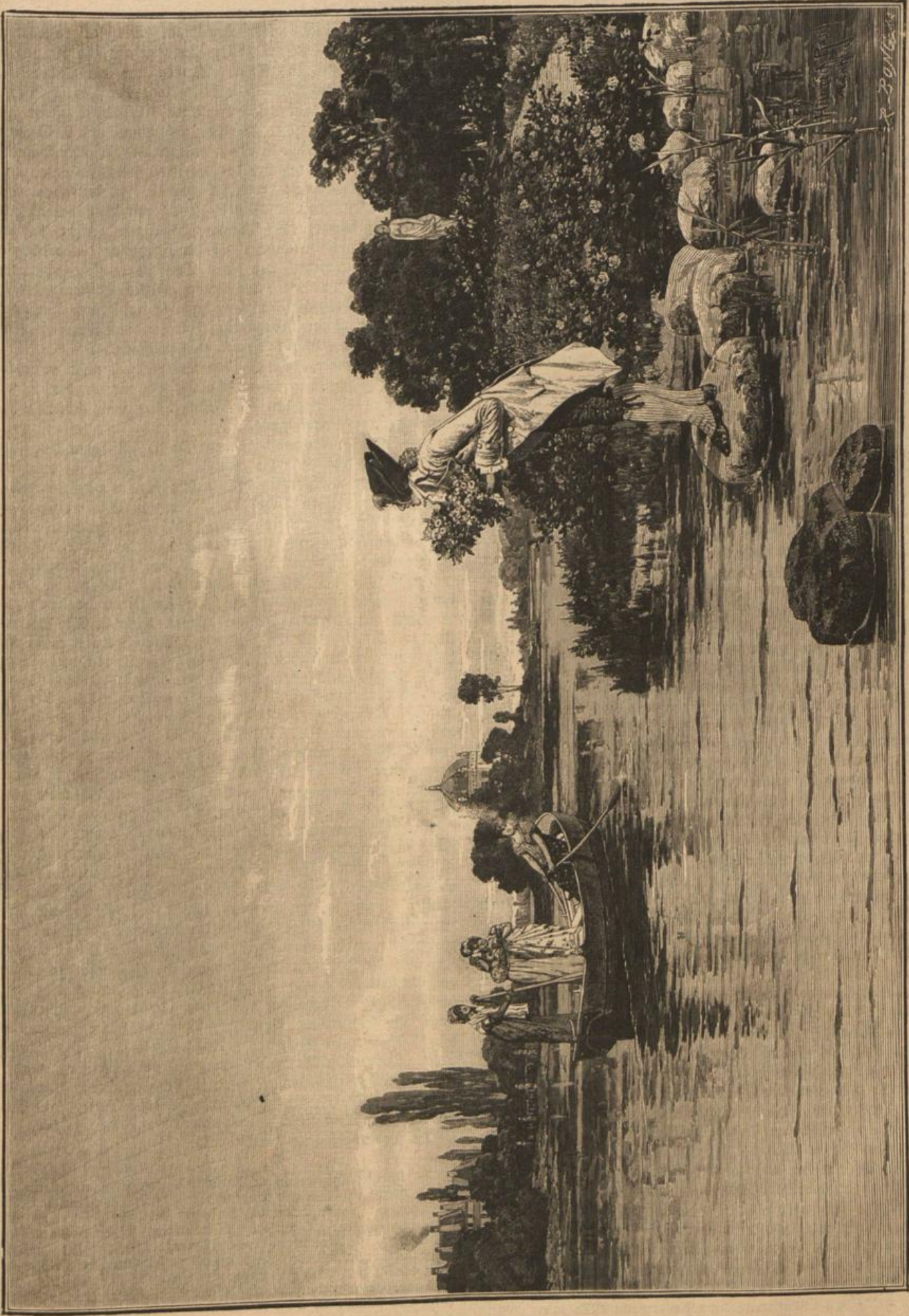
Wir haben diese Tatsache ausführlich berichten müssen, weil sich ohne ihre Kenntnis nicht begreifen läßt, wie Garibaldi schon vor mehr als dreißig Jahren der Liebling des italienischen Volkes werden konnte, so daß die Nachricht von seiner Ankunft wie ein elektrischer Schlag durch die ganze Halbinsel ging. Die Wirkung seiner Erscheinung war eine doppelte. Zunächst lernten die von allen möglichen Knechtschaftssystemen niedergedrückten

Italiener wieder auf sich selbst vertrauen, indem sie zu einem Manne emporzahn, der geeignet schien, die Waagschale des Geschickes zu Gunsten der Freiheit sinken zu lassen, wenn er seinen Degen hineinwarf. Sodann bildete sich unter Garibaldi jene — sagen wir — Schule von jungen, tapferen und uneigennütigen Männern, die im Dienste der Idee alles opferten, was ein Mensch überhaupt zu opfern vermag. Bezüglich des kriegerischen Mutes ist der Ruf der Italiener lange Zeit kein glänzender gewesen, aber die Männer, die unter Garibaldi kämpften, bluteten und starben, waren Helden, deren Bravour im Volke den Mut und den Geschmack an der Tapferkeit im Kriege wieder entsachte.

Diese Umstände bewirkten, daß Garibaldi, sobald er den italienischen Boden betrat, Freiwillige in Masse zuströmten. Er bot seine Dienste dem Piemonteskönig Karl Albert an, welcher sich berufen gefühlt hatte, sich an die Spitze der italienischen Einheitsbewegung im Kampfe gegen Oesterreich zu stellen. Wie immer, zeigte Karl Albert auch in diesem Falle wenig Geschick; er empfing den republikanischen Freischaaersführer unfreundlich und ließ ihm später sagen, man werde ihm das Kommando über einige kleine Barken übergeben, mit denen er als Korzar die Venetianer unterstützen solle. Garibaldi antwortete auf dieses Angebot gar nicht, sondern begann den Kampf gegen die Oesterreicher auf eigene Faust. Jene glänzende mailänder Jugend, von der Nadezhy geschlagen worden war, trat fast ganz unter seine Fahnen. Ungünstige Verhältnisse und die Feindschaft der Piemontesen, deren König in einer Proklamation vom 12. Aug. 1848 von Garibaldi als Verräter bezeichnet wurde, lähmten die Bewegungen Garibaldi's; von seinen fünftausend Mann ließen ihm in Como viertausend davon. Dennoch entschloß sich Garibaldi zu Offensivbewegungen gegen die Oesterreicher, während im übrigen Italien fast überall schon der Rückzug angetreten wurde. Im ersten Gefechte wurden die Oesterreicher zurückgeschlagen; in einem zweiten Gefechte an der Schweizergrenze verteidigten siebenzig Garibaldiner vier Stunden lang einen verschanzten Paß gegen etwa 3000 Oesterreicher und zogen sich schließlich in die Schweiz zurück, worauf der österreichische General Asper, der diesen glorreichen Angriff geleitet hatte, in den Zeitungen veröffentlichte, er habe „die ganze Armee“ Garibaldi's in die Flucht geschlagen! — Die sich um Garibaldi zusammenziehende österreichische Uebermacht ward indessen zu groß; mit 600 Mann von einigen tausend Oesterreichern umzingelt, schlug sich Garibaldi mit ziemlichem Verluste durch und trat in die Schweiz über.

Diese Kämpfe, wenn sie auch keinen unmittelbaren militärischen Erfolg hatten, ließen die Begeisterung der Italiener für Garibaldi in hellen Flammen aufschlagen; sein Name erscholl in Liedern, und niemand ist so gefeiert worden vom italienischen Volke jener Tage, als der Mann, der in zwei Weltteilen für die Freiheit gekochten hatte.

Nach dem Siege der Oesterreicher über Karl Albert bei Novara flatterte das Banner der Unabhängigkeit nur noch in Venedig und in Rom. Am 24. November 1848 war Papst Pius IX., der schon längst die konstitutionelle Maske abgelegt hatte, infolge eines Aufstandes aus Rom entflohen, und es war in der „ewigen Stadt“ die Republik proklamiert worden, worauf eine Verfassung gebende Versammlung zusammentrat, zu deren Bescheidung ganz Italien — allerdings mit wenig Erfolg — aufgefördert wurde. Man hatte von dieser Versammlung ge-



Boshaft verlassend. (Seite 600.)

hofft, sie würde, wenn sie von Italien beschickt wäre, auch eine freie Verfassung für ganz Italien entwerfen können, aber die Reaktion schritt zu schnell vor. Nachdem in Florenz die Contre-revolution gesiegt, brachte der Papst einen förmlichen Kreuzzug gegen die römische Republik zu Stande. Oesterreich, Neapel und — das republikanische Frankreich vereinigten sich, um Venedig und Rom zu unterwerfen. Es wird behauptet, die französische Volksvertretung habe ihre Zustimmung zur Absendung eines französischen Heeres nach Rom gegeben, weil sie geglaubt habe, daß der Präsident Bonaparte zu Gunsten der römischen Republik interveniren wolle. Wir untersuchen nicht, ob man wirklich der französischen Nationalversammlung dieses fürchterliche Armutzeugnis ausstellen kann — genug, der französische General Dudinot erschien mit etwa 30 000 Mann Franzosen vor Rom, während die Neapolitaner zu seiner Unterstützung heranzogen und die Oesterreicher Venedig belagerten.

Der Platz Garibaldis konnte nirgend anders sein als in Rom.

An demselben Tage, als die römische Nationalversammlung beschloß, Rom gegen die anrückenden Franzosen mit den Waffen zu behaupten, am 26. April 1849, erschien Garibaldi in Rom, von einem unbeschreiblichen Entusiasmus empfangen. „Er trug“, so sagt ein italienischer Historiker, „in seiner Person allein die Bedürfnisse des Augenblicks und war die Hoffnung aller.“

Dennoch erhielt Garibaldi nicht den Oberbefehl über die römische Streitmacht; aber seine überlegene Befähigung machte ihn zur Seele der Verteidigung Roms. Die Organisation der Verteidigung Roms, die man seinen Händen entzog, war eine lahme, und deshalb mußte Rom trotz aller Tapferkeit seiner Verteidiger fallen. Man staunt, wenn man erfährt, daß die mächtige Stadt den 30 000 Franzosen nur 15 000 Mann regulärer Truppen entgegenzustellen vermochte; die 10 000 Mann Nationalgarde kamen nicht viel in Betracht. Hätte man Garibaldi eine militärische Diktatur übertragen, so hätte sich die Sache jedenfalls anders gestaltet.

Garibaldi hatte mit 2500 Mann ausgedehnte Linien und die am meisten gefährdeten Punkte zu verteidigen.

Der General Dudinot spielte immer noch den „Freund“ der Römer und gedachte unter dieser Maske in die Stadt einzuziehen, d. h. sich derselben ohne Kampf zu bemächtigen. Aber am 30. April wurden die Franzosen bei ihrem Doppelangriff auf das Tor Cavallegieri von Garibaldi mit blutigen Köpfen zurückgeschickt. Garibaldi wollte die Franzosen verfolgen und ihnen den Rückzug zu ihren Schiffen abschneiden. Dieser Plan hätte, wenn ausgeführt, die Lage ganz Italiens umgestalten können. Garibaldi schrieb an die Regierung: „Schicken Sie mir frische Truppen und ich verspreche Ihnen, daß nicht ein Franzose seine Schiffe erreichen soll.“

Aber Mazzini widersetzte sich diesem Plane; er wollte, Rom solle sich „nicht ganz mit Frankreich verfeinden.“ Von da ab war die Verteidigung Roms zwar noch ruhmvoll, aber zwecklos. Es kam zu einem Waffenstillstand, während dessen Dudinot Verstärkungen an sich zog.

Jetzt erschien auch der König von Neapel mit 12 000 Mann auf dem Schauplatz! Sie rückten unangefochten bis Velletri vor, aber am 9. Mai wurden sie von Garibaldi — der jetzt unbesritten den Titel General führte — bei Palestrina angegriffen und dertart geschlagen, daß sie sich in völliger Flucht auflösten und vom Kriegsschauplatz verschwanden. Zugleich erschienen 5000 Spanier in Italien, die, obgleich später auf 9000 angewachsen, sich nicht am Kampfe beteiligten, sondern in Gaëta eine Leibwache des Papstes Pio IX. bildeten.

Die Oesterreicher unterwarfen inzwischen Bologna, Ferrara und Ravenna; die Unterhandlungen mit Dudinot aber führten natürlich zu keinem Resultat, da die Römer die Franzosen nicht freiwillig in ihre Stadt lassen wollten. Am 3. Juni versuchte Dudinot abermals in Rom einzubringen und wurde am Tore von San Pancrazio abermals mit solchem Verlust von Garibaldi zurückgeschlagen, daß er nun zu der Einsicht gelangte, er müsse die offene Stadt mit seiner Uebermacht nach allen Regeln der Kunst belagern, wenn er sie nehmen wolle.

Garibaldi konnte sich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß eine offene Stadt der regelrechten Belagerung durch einen überlegenen Feind nicht widerstehen könne. Die blutigen Kämpfe dezimirten die Verteidiger. Man hatte gehofft, in Frankreich würde Ledru-Rollin aus Ruder kommen und die Dubinotsche Armee abberufen werden. Die Niederlage der Partei Ledru-Rollins am 13. Juni 1849 zerstörte auch diese Hoffnung. Das Bombardement füllte die Straßen Roms mit Trümmern und Leichen. Zahlreiche Breschen wurden in die alten Mauern geschossen; fast alle Geschütze der Verteidiger waren unter dem wütenden Bombardement demontirt worden. In der Nacht vom 28. auf den 29. Juni erschien Garibaldi mit Blut bedeckt und mit Pulver geschwärzt, den Mantel von Kugeln zersezt, vor der Versammlung und verkündete, daß die Franzosen das wichtigste der Verteidigungswerke, das Fort San Pancrazio, genommen hätten und daß nun die Verteidigung gänzlich hoffnungslos sei. Er warf der Versammlung vor, daß sie auf seinen Vorschlag einer Diktatur nicht eingegangen sei, denn die Diktatur sei das Mittel gewesen, 100 000 Mann zu bewaffnen.

Garibaldi sagte, er wolle den Kampf noch nicht aufgeben, aber die Versammlung, beim Anblick der brennenden Stadt, über der sich die Bomben des Feindes kreuzten, dekretirte die Aufhebung der Verteidigung.

Die Unterhandlungen begannen; am 2. Juli zogen die Franzosen in Rom ein, und die besiegte Stadt harpte in dumpfem Schweigen der Racheorgien des zurückkehrenden päpstlichen Regiments. Am selben Tage, da Dudinot in Rom einzog, zog Garibaldi auf der anderen Seite der Stadt hinaus. Etwa 2500 Mann Infanterie, 400 Mann Kavallerie und ein Geschütz bildeten seine Streitmacht. Er hatte im Sinne, Venedig zu Hilfe zu eilen, das sich noch immer hielt. Mit großer Kühnheit und Geschicklichkeit vollführte Garibaldi seinen berühmten Zug von Rom bis in das Gebiet der kleinen Republik San Marino, aber er sah ein, daß es mit den Oesterreichern vor sich und den Franzosen im Rücken nicht gehen würde, mit dem ganzen Korps nach Venedig vorzudringen. Er entband seine Gefährten ihres Wortes und ließ sie auf dem neutralen Gebiet der Republik San Marino zurück, konnte aber damit nicht verhindern, daß die meisten den Oesterreichern in die Hände fielen und brutal behandelt wurden. Mit einer Anzahl seiner zuverlässigsten Leute, etwa 140 an der Zahl, suchte nun Garibaldi in kleinen Fischerbooten Venedig zu erreichen. Man hatte die Stadt schon in Sicht, als die österreichischen Blokadeschiffe auf die Fischerflottille Jagd machten. Mit Mühe und Not konnte sich Garibaldi noch ans Land retten; er trennte sich von seinen Gefährten und jeder suchte allein zu entkommen. Auf Garibaldi's Kopf war ein Preis gesetzt; die Oesterreicher hätten ihn sicher erschossen, wenn sie ihn gefangen hätten, wie sie ja auch seine Freunde, den Mönch Ugo Batti und den berühmten römischen Volksredner Ciceruacchio, die sich dem Zuge angeschlossen, erschossen haben.

In diese Zeit fällt die rührendste und schmerzlichste Episode von Garibaldi's Leben. Seine Frau Anita hatte sich trotz ihres hochschwangeren Zustandes nicht von ihm trennen wollen und hatte alle Warnungen verachtet. Aber die Anstrengungen der Flucht brachen die Kraft des zarten Körpers der erst 28 jährigen Frau. Gerade da ihr Mann jeden Augenblick den Oesterreichern in die Hände fallen konnte, legte sie sich zum Sterben, und der in Schmerz und Tränen zerfließende geächtete Gatte wurde durch die nahenden Oesterreicher vom Sterbebett seiner so innig geliebten Lebensgefährtin vertrieben*).

*) In den Aufzeichnungen Garibaldi's über seine interessante und mutige Gattin, die beiläufig keineswegs, wie dieser Tage deutsche Blätter behaupteten, „von unbekannter Herkunft“ war, heißt es aus jenen schrecklichen Tagen: „O Erde der Ravennaten, sei du einweilen den Gebeinen der heldenmütigen Tochter Ameritas leicht!“ Uebrigens hat Anita auch nicht, wie ebenfalls neuestens zu lesen war, beim Abzug von Rom die Nachhut befehligt. Kann man Garibaldi zumuten, seiner noch dazu hochschwangeren Frau ein solches Amt übertragen zu haben? Uebrigens stammt die Sage wahrscheinlich daher, daß Anita bei einem Ueberfall in der Nähe von San Marino die Nachhut zum Widerstand auferte.
D. Verf.

Es gelang endlich Garibaldi, sich nach hundert gefährlichen Abenteuern auf die offene See und auf ein englisches Schiff zu retten, das ihn nach Piemont brachte. Er ward vom Volke mit Wärme empfangen; die Regierung schlug vor, ihn aus Piemont auszuweisen, was die Kammer mit großer Majorität ablehnte. Aber die Regierung drohte nun, den Verteidiger Roms wegen einiger Kontributionen, die er erhoben, zu belangen und Garibaldi zog vor, Piemont zu verlassen, nachdem er noch ein Geschenk von 10 000 Franks, das ihm die über seine Abreise erfreute Regierung anbot, zurückgewiesen hatte. Er wollte nach Tunis fahren, aber der Bey ließ ihn garnicht ans Land. Er bot dem heimatlosen Mann einen Dampfer zur Rückfahrt nach Afrika an, was Garibaldi ablehnte. Er fuhr nach

der kleinen Insel Maddalena, im Norden von Sardinien gelegen, wo er sich niederlassen wollte. Die piemontesische Regierung wies ihn aus, und man brachte ihn nach Gibraltar, von wo ihn England auswies. Nur in Tanger konnte er ein halbes Jahr im Hause eines Freundes Ruhe finden, wo er seine Memoiren zu schreiben begann. 1850 siedelte er nach New-York über, wo er in einer Lichterfabrik einen bürgerlichen Beruf fand. Dann führte er für amerikanische Kaufleute Schiffe nach China und Australien. 1855 kehrte er nach Europa zurück.

Vom Verteidiger Montevideos und Roms in die Lichterfabrik — romantischere Schicksale hat kein berühmter Mann unserer Zeit aufzuweisen.

(Fortf. folgt.)

Edle Liebe.

Novelle

(1. Fortsetzung.)

II.

Beinahe vierzehn Tage später stand Priam vor der Tür des Obristen und reinigte sich eifrig die Füße, lachte vergnügt vor sich hin und öffnete dann leise die Tür.

Aber der Obrist hörte ihn nicht. Er hatte ihm den Rücken zugekehrt und saß weit übergebengt vor einem großen mit Karten, Schlachtplänen und Büchern überdeckten Tisch. Er markirte eine dieser Landkarten mit bunten Nadeln und dampfte aus seiner langen Pfeife, als ob eben das ganze Land unter seinen Händen in Feuer und Rauch aufginge.

Priam hustete und räusperte sich. Vergebens.

„Priam schon zurück sein,“ brummte er vor sich hin. „Priam allerlei schöne Dinge wissen.“

Umsonst. Der Obrist markirte eifrig weiter und schoß eben drei Rauchwolken nach einander in die Luft, als ob eben wieder drei neue Dörfer Feuer gefaßt.

Priam hustete noch einmal, als ob auch er seine Worte markiren wolle, und sagte dann mit lauter Stimme:

„Nichts aus Germany sein!“

Da fuhr der Obrist endlich auf und sah den Neger fragend an. „Nichts aus Germany sein, Massa!“ sagte Priam, den Obristen mit halbzugekniffenen Augen pöflich ansehend und dann den Wollkopf nach oben schnellend, als wolle er ihn wie eine Kugel durch die Decke in die obere Etage schnellen, wo Missis Lizzi noch immer krank lag.

„Nichts,“ sagte der Obrist finster, „immer nichts aus Germany! — Und was sonst, Priam?“

„Von Missis Lizzi oben Priam neue, nette Dinge wissen, Massa. Von Joë aus Houffonshouse neue, nette Dinge gehört haben — von wo Missis weggelaufen, Massa!“

„Was sagst du, Priam?“ fragte der Obrist gleichgültig. „Sie ist aus Houffonshouse weggelaufen?“

„Missis Lizzi sehr schnell weggelaufen sein, Massa!“

„Und warum ist sie weggelaufen?“ fragte der Obrist.

„Vor alte Ma'am weggelaufen sein — alte Ma'am sehr giftig gewesen sein, weil Missis mit Mac Tillot Liebchaft gehabt und Mac Tillot Nachts durch's Fenster gekommen, weil Türen zugeriegelt sein.“

„Wirklich, Priam, — ist das wahr? — Wer hat dir das gesagt?“ fragte der Obrist ihn scharf anblickend.

„Joë Schentelman sein — und schwarzer Schentelman immer nobel sein und nicht lügen, wie weiße Schentelman tun,“ sagte Priam, den Kopf stolz in die Höhe werfend und einen seiner Füße patetisch vorschubend. „Joë nobler Schentelman sein und noch mehr sagen. Joë sagen: alte Ma'am sehr giftig sein und Missis aus dem Hause jagen, aber Missis nicht schlimm sein und nichts böses tun, sondern Tochter von alte Ma'am schlimm

sein und mit Mac Tillot Liebchaft haben durch's Fenster, wenn Türen zugeriegelt sein und alles in Missis' Schuhe schieben. Arme Missis Lizzi!“

„So!“ sagte der Obrist nachdenklich und gedehnt und zwei riesige Rauchwolken in die Luft blasend.

„Alles in Missis Schuhe schieben — arme Missis aus dem Hause jagen in Wind und Regen — keine schwarze Ma'am so schlimm sein, wie weiße Ma'am in Houffonshouse!“

Der Obrist stand auf, ging ein paarmal im Zimmer auf und ab, blieb dann am Fenster stehen und sah stumm hinaus und strich sich den langen Schnurrbart.

„Und groß Lamento in Houffonshouse gewesen sein, als Missis Lizzi fortging in Wind und Regen,“ fuhr Priam eifrig fort. „Kleine Piccaninis Missis Lizzi am Kleide festgehalten und erbärmlich weinen und schreien und bitten — aber Missis Lizzi nicht hören und ganz stolz und schnell fortgehen und kein Wort mehr sagen. Alle, alle Missis Lizzi sehr lieb haben in Houffonshouse und Mac Tillot kein Schentelman sein, ein böser tückischer Flirt sein — pfui! ein ganz schlechtes Stück sein!“

Priam schwieg, aber sein heftiges Hantiren mit den Fäusten und Armen und das bedrohliche Runzeln der Stirn und Rollen der Augen bezeugten, daß er innerlich ganz empört sei über das ganz schlechte Stück, Mac Tillot genannt.

„Es ist genug,“ sagte der Obrist, „geh!“

Priam drehte sich hastig um und verließ das Zimmer, draußen von neuem schimpfend und total erboßt über Mac Tillot, der die arme, hübsche Missis Lizzi in solch' Malheur gebracht. —

Der Obrist sah durch das Fenster hinaus in den warmen Sonnenschein, der drüben in dem goldenen Kreuz des Kirchturms blitzte. Der Sonnenschein hatte aber auch die sieben Hügel nicht vergessen und begann sie in mattes Grün zu kleiden und einen warmen Frühlingschleier von Gras und Blumen darüber zu weben. Wer weiß, ob der Obrist grade hieran dachte, aber was besonderes muß es gewesen sein, was ihm durch den Kopf ging, denn die Pfeife war ihm ausgegangen und er bemerkte es nicht einmal und rauchte doch immer fort.

Er drehte sich jetzt langsam vom Fenster fort und ging eben so langsam in die Wohnstube, in der seine Schwester Katharine und die weggejagte Gouvernante aus Houffonshouse Miß Lizzi gewöhnlich am Fenster zu sitzen und nach guter deutscher Art zu nähen pflegten. Miß Lizzi oder Bieschen, wie sie des Obristen Schwester viel lieber nannte, saß jetzt allein am Fenster und nähte, während die Schwester des Obristen im Hauswesen beschäftigt war. Lizzi sah noch sehr bleich aus, und es waren weder die bläulichen Ringe um ihre klaren hellblauen Augen ganz verschwunden, noch die Rosen auf ihren Wangen, die vor dem da so gut gediehen, wieder aufgegangen. Jetzt aber, als der Obrist eintrat, ward sie rot wie ganz dunkle Rosen und

dann wieder lilienweiß bis tief unter die dicken blonden Flechten. Denn der Obrist hatte ihr bis dahin kein freundliches Gesicht gezeigt, noch nie ein Wort zu ihr gesprochen, sie keines Blickes gewürdigt, worüber sie sich nun schon Tage lang härmte und grämte und deshalb so bald, als es ihre Krankheit zuließ, das Haus verlassen wollte, trotzdem das gute Fräulein Katharina sie mit allerlei möglichen und unmöglichen Gründen in eben so langen als lehrreichen Vorträgen darüber zu trösten unablässig beflissen war. Und doch wußte sie ganz wohl, daß Lizzi dem alten deutschen Ehrenmann so widerwärtig war, weil sie bei Nacht und Nebel von der Straße in sein respectables Haus hineingefallen war. Da half bei ihm kein Reden.

Lizzi bog sich daher auch jetzt ganz tief über ihre Arbeit, als müßte sie da etwas ganz genau besehen, und nähte doch blind darauf zu Stich auf Stich, ohne viel zu achten, wohin die Stiche gingen. Sie hat dafür auch später alles auf-trennen und wieder nähen müssen. Der Obrist aber tat, als sähe er sie nicht und ging zweimal langsam Stube auf, Stube ab und blieb endlich doch am Näh-tisch stehen. Lizzi überließ, es heiß und kalt. Sie zitterte und die Nadel glühte in ihren feinen Fingern, daß sie ihr beinahe ganz entglitten wäre.

„Miß Lizzi,“ sagte der Obrist mit ruhiger ernster Stimme — nun, dachte Lizzi, ist's

aus, nun jagt auch er mich aus dem Hause — „Miß Lizzi,“ sagte der Obrist, „meine Pfeife ist mir ausgegangen, wollen Sie mir wohl einen Fidi-bus reichen?“

Lizzi schnellte auf. O Himmel, wo gab es in der Welt Feuerzeuge und Fidi-busse! — Sie sah ganz verzweifelt im Zimmer umher — richtig, dort hinten auf dem Eck-tischchen des zweiten Zimmers — sie flog dort hin — sie brannte zuerst zwei Finger, dann richtig einen Fidi-bus an und war im nächsten Augenblick zurück. Der Obrist hob die lange Pfeife ihr entgegen, wie ein Indianer die Friedenspfeife. Es brannte — er rauchte wieder — Gott sei dank! — O, sie verstand das auch sehr gut. Hatte sie doch Jahre lang ihrem Vater, dem armen Pastor in Ostpreußen, tagtäglich den Fidi-bus reichen müssen, bis er die letzte Pfeife ausgeklopft und sie und acht Geschwister in bitterster Not zurückgelassen.

„So, mein liebes Kind, pusten Sie aus, ich danke Ihnen,“ sagte der Obrist gelassen, mit der linken Hand über ihre blonden Haare streichelnd. „Sie müssen nicht zu viel nähern, das greift sie zu sehr an, Sie werden ganz nervös, schonen Sie sich, meine Liebe.“

Lizzi stand vor ihm, zitternd am ganzen Leibe. Am liebsten wäre sie ihm weinend um den Hals gefallen und fand doch kein Wort der Erwiderung. Der Obrist wandte sich darauf um und ging langsam auf sein Zimmer zurück. Dort begann er wieder über die Landkarten gebeugt mit den farbigen Nadeln hierhin und dorthin nach Paris und Mex und Sedan zu manövriren und trotz Gambetta und Mac Mahon Städte und Dörfer in Rauch aufgehen zu lassen, bis zuletzt die Stube dampfte wie ein Kohlenweiser.

Lizzi stand noch eine Weil: an derselben Stelle, wo er sie

verlassen. Dann sprang sie zur Tür hinaus zum Fräulein Katharina, sie mußte das der guten Katharina erzählen. Katharina war nicht in der Küche, nicht in der Kammer — oben auf dem Boden hing sie Wäsche auf die Trockenleine. Lizzi sprang hinauf. Sie bückte und drückte sich gewandt durch das hängende nasse Zeug bis zu Fräulein Katharina hin. Da stand sie, da hatte sie gerade ein großes nasses Damastischtuch für mindestens zwölf Personen in beiden nackten Armen hoch erhoben, da faßte sie Lizzi mitten um den Leib und drückte den Kopf an ihre Brust.

„O Miß Katharina — Fräulein Katharina — der Obrist hat —“

„Wer hat, Lizzi?“

„Der Obrist hat — o er hat“ — schluchzte Lizzi und konnte vor Rührung kein Wort hervorbringen.

„Kind sprich doch vernünftig — mein Bruder hat —?“ fragte

die alte Dame erschrocken, da ihr irgend ein großes Unglück schwante.

„Der Obrist hat?“

„O, Fräulein,“ schluchzte Lizzi, „der Obrist hat einen Fidi-bus —“

„Einen Fidi-bus?“ fragte Katharina ganz perplex und nun ernstlich um den Bestand ihres Schützlings besorgt.

„Einen Fidi-bus von mir verlangt,“ schrie Lizzi mit Gewalt heraus.

„Einen Fidi-bus von dir verlangt?“ schrie Katharina und das schöne nasse Tisch-

tuch fiel wie ein Vorhang im finstern Akt ganz aus-sichtslos, so lang es war, auf die sandige Diele. Und die beiden rundlichen Arme, die das Tuch gehalten hatten, umschlangen die vor Freude und Aufregung noch immer zitternde Lizzi und drückten sie an das zugehörige Herz.

„Lieschen, Lieschen!“ lachte Fräulein Katharina, „siehst du wohl, ich sagte immer, mein Bruder ist gut! — Wahrhaftig, Kind, er ist noch weit besser! — aber die Jahre — die Jahre, Kind, — und die Zeit — und der Junge, der liebe, traufste böse Junge! — Na, sprach sie schluchzend, schweige Kind, schweige!“

Lieschen schwieg, denn sie hatte ja noch garnichts gesagt.

„Schweige, Kind, nun ist ja alles gut. Du wirst bei uns bleiben so lange du willst, Kind, da er den Fidi-bus von dir verlangt hat, so lang du willst, und später will ich's dir erzählen von unserem traufsten, bösen Jungen. Ach, unser lieber Junge! — Kind, so lieb und gut! — O, und das schöne Damastuch — o weh, ganz hin, ganz beschmuzt — hilf es mir zusammenlegen — muß noch einmal in den Kessel. Komm hinunter, später will ich dir erzählen von unserem traufsten, bösen Jungen — komm hinunter in die Waschküche — o das schöne Damastuch — o der traufste, böse Junge!“

Damit ging sie klagend um den traufsten Jungen und das schöne Damastuch die Treppe hinunter in die Waschküche. — Und Lizzi ging ihr nach. Aber ihr war ganz schwach und sie fühlte sich so bewegt, sie wußte selbst nicht ob über den traufsten bösen Jungen, über das Damastuch oder — über den Fidi-bus.



Die Alhambra. (Seite 600.)

III.

„Ich gehe ein wenig aus, Schwester,“ sagte der Obrist, einige Zeit darauf mit Hut und Stock aus seinem Kabinet in das Wohnzimmer tretend, „es ist so köstliche Luft draußen, es wird alle Tage schöner in der Welt und auch in Rome. Ein Gang in's Freie wird mir wohlthun.“

Katharina sah von ihrer Arbeit auf, aber mit solchem komischen Ausdruck der Ueberraschung in den aufgerissenen Augen und dem offenen Munde, daß über die ernstesten Züge des Obristen ein leises Lächeln flog.

„Sie gehen aus, Herr Obrist? O grüßen Sie die Blumen und Wiesen, die Seen und die Luft von mir. Bald darf auch ich hinaus, melden Sie mich draußen an“, rief Lizzi auffpringend und die zum Abschiede dargereichte Hand an ihre Lippen ziehend.

„Bitte, verziehen Sie einen Augenblick!“

Sie sprang ans Fenster, auf dem ein mächtiger Strauß von duftigen Wald- und Feldblumen stand, den ihr Priam heute wie alle Morgen verehrt, nahm ein paar der schönsten Blüten heraus und steckte sie in das Knopfloch von des Obristen Ueberrock.

„So“, lachte sie mit einer zierlichen Verbeugung, „damit die da draußen in Wald und Flur an dem Strauße sehen, daß wir ihrer gedenken und sie hegen und pflegen.“

Der Obrist lächelte ernst-freundlich, nickte stumm mit dem Kopf und ging.

Er ging, und wie er hinaus war, ließ Katharine Brille und Fingerhut, Nähzeug und Nadel in den Schoß fallen und schlug die Hände zusammen.

„Allmächtiger! rief sie,“ was ist aus ihm geworden, ich kenne ihn nicht wieder! — Er geht aus — geht spazieren — er lächelt — o Lieschen, Lieschen! — das hat er seit vier Jahren nicht getan — lache mich nicht aus — o wenn du sähest, wenn du wüßtest, wenn du ihn kennen würdest, wie ich ihn seit Jahren kenne —“

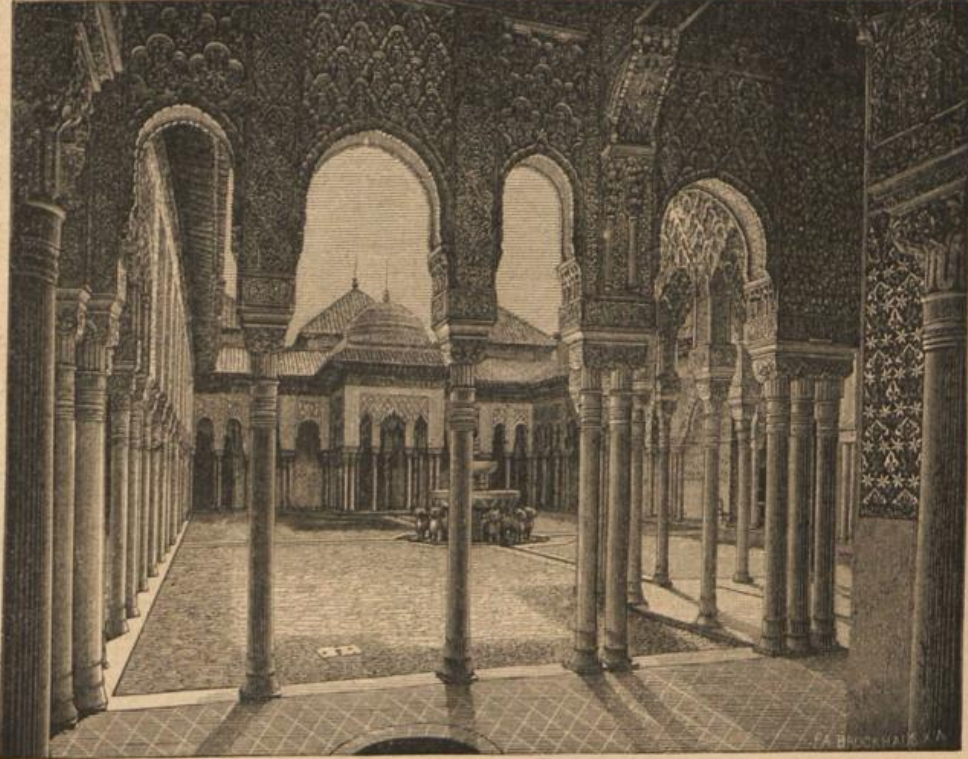
Sie schüttelte den Kopf und sprach immer leiser und starre dann vor sich hin, als ob die verlebten Jahre bis heute mit schachten Schritten an ihr vorübergingen, während Lieschen sie voll mitfühlender Wehmut betrachtete.

„Aber nun er einmal fort ist,“ fuhr Katharina plötzlich aus ihrem Nachdenken auf, „so komm, komm mit, du selbst sollst sehen — sollst sehen!“

Sie stand rasch auf, ergriff Lieschens Hand und zog sie hastig mit sich, nahm aus einem Schranke einen Schlüsselbund und ging stumm voran über einen halbdunklen Flur in das Nebengebäude. Da schloß sie eine Thür auf, die in einen dunklen Raum führte und in eine Reihe dahinter gelegener Zimmer. Alles war still in diesem abgelegenen Raume des Hauses, keine Stimme zu hören kein Fußtritt. Katharine riß und zerrte und

schoß, und es gelang ihr, einen der verquollenen, verrosteten Fensterläden handbreit zu öffnen. Wie ein Blitz schoß der grelle Glanz der Frühlingssonne so lustig und zudringlich herein, als ob er lange auf den Eintritt gewartet. In dem Saale wirbelten tausend Staubatome auf, von dem Luftzug erwacht in einem widerwärtigen Tumult wie Müdenschwärme durcheinander. Dicker Staub bedeckte den Fußboden, den ungeheuern Ofen mit silbernen Plättchen und Figuren. Staub und Spinnweben bedeckten die vergoldete Lampe, die von der Decke herabhing, die massiven prächtigen Sessel, die mit gekreuzten Beinen jahrelange Siesta hielten, die Tische, die Tapeten, die türkischen Teppiche, und über allem webte und schwebte ein penetranter Mosbergeruch. Und erst im zweiten, dritten Salon — wie sah es

aus! Im Kamin noch Kohlen und Asche, grau und tot wie aus vielhundertjährigen Katakomben quer über und aufeinander mit zum Himmel gestreckten Beinen und drohenden Armen zehnerlei gestickte, goldbefranzte Sessel zum Sizen, zum Liegen, zum Schlummern, zum Lesen; braune, mit grauem Schimmel bezogene Matten; die armen Hakenstühle zum Aufhängen von Kleidern mit zerbrochenen Köpfen und Genicken; Kupferstiche mit zertrümmertem Glase, aufgerolltes Papier an der Erde herumlungend statt an den Wänden, uneröffnete



Die Alhambra (Löwenhof).

Risten und Kästen, Kleider und Mäntel und Tücher, Heu und Emballagen, Leinen und Ketten — alles quer über und durcheinander — ein Wirrsal und schmutziger Wust, wie aus allen Trödelbuden der Welt zusammengesetzt.

Die arme alte Katharina stand mitten in diesem wüsten Zimmer, in diesem maßlosen Hohn auf alles, was Ordnung heißt im Himmel und auf Erden, mit gerungenen Händen, mit zuckenden Lippen, stand und starre ringsum und in Lieschens Gesicht. Und ergriff ihre Hand und zog sie nieder, neben sich auf einen langen ungeöffneten Kasten, der wie ein Sarg so stumm und geheimnißvoll abseits stand. Vergaßen vor Verwunderung den Staub von dem Kasten zu fegen und ließen sich auf den Kasten nieder, und Katharina vergrub ihr Gesicht in ihre Hände und begann durch die Hände ganz leise:

„Alles um ihn — um den traufsten bösen Jungen, Kind — alles um ihn, um seinetwillen, um unseres Harry willen! Ist fort, fort — seit vier Jahren fort, und seit vier Jahren ist es aus mit ihm, mit uns, mit dem Obristen, meinem Bruder. Vor vier Jahren, da wars anders — wohnten vor vier Jahren in New-York, in der Villa zu Brooklyn. Der Obrist, dazu mal ein Mann von Ehre und Ansehen, nicht wegen seiner Hunderttausend allein, ein Mann von Aemtern und Würden — wer kannte ihn nicht in New-York, wer verehrte den deutschen Obristen nicht, der seine Epauletts in dem Kriege gegen den Süden erobert. War anno 48 aus Deutschland geflüchtet, wie viele der Besten dort anno 48 getan, hatte sein Hab' und Gut

und Amt verloren in Deutschland, nur seine Liebe zum Vaterlande und zur Freiheit nicht. Die hat er nicht verloren, die nahm er mit in die neue Welt. Und kam anno 48 herüber und erwarb Ansehen und Ehre und Vermögen auch in New-York — aber sein Herz hing an Deutschland für und für. Rief mich aus Deutschland hinüber zu sich, als das Herz meiner Schwägerin aus Sehnsucht nach der Heimat brach, rief mich, um den einzigen Jungen, den Harry zu erziehen. Erzogen den Harry und war ein prächtiger schöner Junge, gut, folgsam, fromm und tapfer wie Einer — bis anno 70 der Krieg kam zwischen Frankreich und Deutschland. Da ging die Saat auf, die trotz allen Unrechts und Gewalt, des Vaters Liebe zu Deutschland in des Jungen Seele gesät, aber nicht

zum Guten, Kind, nicht zum Guten. O, es ist ein Schmerz, Lieschen, daß auch die besten Regungen des Herzens nicht immer zum Guten dienen. Wollte seinem deutschen Heimatland zu Hilfe nach Europa, der Harry, gegen Frankreich. Der Vater aber sagte nein, denn der Harry war sein einziges Kind, und wenn er „nein“ sagte, so blieb es beim Nein. Und so war unser traustier Junge eines Tages verschwunden — vor vier Jahren — und haben von ihm nichts gehört und gesehen — ist tot für uns und — alles ist tot für uns!“

Die alte gute Katherine schwieg und weinte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Stellung der Frau im alten Egypten.

Die Familie bestand im alten Egypten bloß aus dem Mann, der Frau und den Kindern. Was außerhalb dieser Grenzen liegt, heißt Verwandtschaft und diese erstreckt sich allerdings sehr weit. Die Frau nimmt nur die Stellung ein, die der Gatte ihr anweist; sie ist ohne Rechte wie ohne Pflichten. Je nach ihrer Anmut und ihren Geisteskräften, nach der Art, wie sie ihre Stellung am häuslichen Herde ausfüllt, ist sie dem Egypter alles oder nichts.

Ohne Zweifel kam dem Egypter der Gedanke nie, zwischen dem Gatten und der Gattin ein geistliches Verhältnis von Pflichten und Rechten herzustellen, welches ein Maximum und ein Minimum von obligatorischer, gegenseitiger Nachgiebigkeit festsetzte. Das Klima der Ufer des Nils, vollkommen gleichmäßig, schließt jedes Uebermaß aus und begünstigt eine leidenschaftliche Liebe keineswegs. So genießt die junge Egypterin nichts von dem, was der Lebensfrühling ihr versprechen konnte. Aber deswegen braucht sie nicht zu verzweifeln. Ihr stellt sich der Sommer ein, dessen Früchte ebensoviel Honig liefern, als die Blüten des Frühlings. Ohne Leidenschaft nimmt der Egypter sein Leben, vernachlässigt sie ihre wichtigsten Pflichten, steht sie den Bestrebungen des Mannes feindselig gegenüber, so wird der Gatte sie mit jener gleichmütigen Güte behandeln, die in seiner Natur liegt, aber er wird zu ihr nur sprechen, wie der Herr zum Diener. Kurz es scheint nicht, daß in der langen Reihe der Jahrhunderte die Liebe das Schicksal der Männer, welche die Ufer des Nils bewohnen, je sehr beeinflusst habe.

Bei der Heirat bewahrt die Egypterin ihre Persönlichkeit, ihre individuellen Rechte. Die Güter, die Titel, die sie besaß, verbleiben ihr und gehen auf ihre Kinder über. Dadurch hatte sie manchmal selbst die erste Stelle in der Familie inne. Ihr Geschlecht ließ sie nicht als ein dem Mann nachstehendes Wesen erscheinen; als Jungfrau, als Mutter, als Matrone galt sie gradeseviel, wie wenn sie Jüngling, Vater oder Greis gewesen wäre.

Das war die Stellung des Weibes in der ältesten Periode Egyptens. In der folgenden Epoche wird im Weibe besonders die Mutter betont. In dieser Zeit nennt sich der Egypter „Sohn seiner Mutter“, nicht seines Vaters. Auf dem Leichenstein führt die Mutter ihren Sohn zum Tische der Opfer. Zwischen dem Manne und der Frau war weder im Geiste noch in den Gebräuchen eine Ungleichheit. Frauen konnten am Dienste der Gottheit teilnehmen. Die Pharaonen ließen ihre Gemahlinnen, ihre Töchter an den Ehren teilnehmen, die man ihnen erwies. Die königlichen Prinzessinnen hatten einen Hof, wie ihre Brüder. Die Höflinge überhäufte die Frauen der hohen Würdenträger mit Achtungsbezeugungen. Die ganze Geschichte Egyptens, der Einfluß der Königinnen, die Denkmäler, die Inschriften, die Literatur, alles beweist, daß in Egypten jede Frau jede Ehrenstellung erreichen konnte. Immerhin ist bemerkenswert, daß dieses Recht nirgends, weder durch Gesetz noch durch Gebrauch, den Frauen garantiert war, es machte sich nur durch den persönlichen Wert des Weibes geltend. Der Gatte konnte die Gattin verlassen, wie ein Freund mit seinem Freunde bricht. Ein Staatsbeamter rühmt sich auf einer Inschrift, nie seine Frau verlassen zu haben an dem Tage, wo Pharaon ihn zu einer hohen Würde berief. Es beweist das, daß dies sonst oft vorkam. Dr. S. Ulrich.

Falscher Patriotismus. Unter dem Titel „Vermeintliche Fremdwörter“ geht jetzt folgende Notiz durch zahlreiche Blätter:

„Es ist mehr als auffällig, daß viele sogenannte Fremdwörter, welche über den Rhein zu uns gekommen sind und gegen welche bereits mehrfach eine Art geistige Grenzsperrung aufzurichten versucht wurde, tatsächlich gut urdeutsch sind. Zum Beweise hierfür nur einige Beispiele.“

Lambreuins sprechen wir mit möglichst affektirtem französischem Nasenauslaut, und doch ist es ein gut deutsches Wort vom niederländischen Worte „Lamper“ d. h. Schleier oder Vorhang.

Fauteuil ist eine französische Verdrehung von „Faltstuhl“, ein Stuhl, der zusammengefaltet, zusammengelegt werden konnte und nach französischem Lautgesetze in Fautstueil, Fautueil verwandelt wurde.

Paletot kommt aus dem niederländischen „Palst-roid“, Polsterrod, warmer Rock, Ueberzieher.

Toupet ist eine verwälschte Verkleinerung vom niederländischen „top“, hochdeutsch „Zopf.“

Droguen kommt von „Droog“, trocken, trodene Waaren.

Email ist echt deutsch aus „Schmalte“, Schmelz.

Attrapiren aus dem Hochdeutschen von „trapa“, eine Schlinge, in eine Schlinge fangen.

Tricot von „stricken.“

Balcon von Balken, Balkengerüste.

Diese wenigen Beispiele, die noch sehr vermehrt werden könnten, zeigen, daß eitles Affentum in der Vorliebe für das Französische auch unsere Sprache wie unsere Arbeit in Kunst und Gewerbe in gefälschter Verpackung gern vor der ursprünglichen bevorzugt. Aber unsere Sprache darf ihr ursprüngliches Eigentum, wo nicht zurückfordern, doch wenigstens — nachweisen.“

Dies die Notiz. Wir verstehen nicht recht, was damit bezweckt ist. Sollen wir etwa statt Balcon: Balkengerüste sagen, statt Paletot: Polsterrod oder gar „Palst-roid“, statt Toupet: Zopf? Das würde doch seinen Haften haben.

Oder soll bewiesen werden, daß die französische Sprache viele germanische Elemente enthält? Das ist nie geleugnet worden und wird durch obige Notiz nur in sehr unvollkommener und teilweise zweifelhafter Weise bewerkstelligt.

Oder glaubt der Herr Verfasser, die deutsche Sprache sei eine sogenannte „reine“ oder gar „Ursprache“, die durch Entlehnung französischer Wörter oder Wortformen ihre sonst jungfräuliche „Reinheit“ verliere? Da irrt er sich wiederum, denn selbst wenn wir sämtliche dem Französischen entlehnten Ausdrücke gewissenhaft aus unserer Sprache ausmären wollten und könnten, wäre unsere Sprache nichts weniger als „rein“. Wir müßten die „Fenster“, „Türen“, „Pforten“, „Dome“, „Städte“, und der Himmel weiß, was alles sonst noch, zum „Tempel“ hinauswerfen, der natürlich, als schönsten römischen Ursprungs, hinten nachgeworfen werden müßte.

Trete man nachdrücklich dem Mißbrauch mit Fremdwörtern entgegen! Das ist in der Ordnung, ja ist Pflicht! Aber schütte man nicht das Kind mit dem Bade um, aus Verleugnung man nicht, in chauvinistischer Engherzigkeit — es freut uns sehr, daß es kein deutsches Wort für den im Grunde durchaus undeutschen Begriff des Chauvinismus gibt — verleugne man nicht den kosmopolitischen Charakter unserer Kultur, der sich auch in unserer deutschen Muttersprache ausdrückt. Wäre das Unsinig möglich, und ließe sich aus unserer Kultur wie unserer Sprache alles „Fremdländische“ entfernen, so würde etwas gar kümmerliches und Armeseliges zurückbleiben. Ib.

Ueber den Ursprung der Menschenfresserei sagt Ferdinand von Hochstetter, der verdienstvolle Gelehrte und Direktor des naturhistorischen Museums in Wien, in seinem Werke über „Neu-Seeland“ folgendes: Aus den Ueberlieferungen des Volkes geht mit voller Sicherheit hervor, daß der Kannibalismus erst lange nach der Einwanderung der Maori's, der Eingeborenen Neu-Seelands, erst in den letzten Jahrhunderten aufkam. Die Häuptlinge antworteten den Missionären, als diese über das Menschenfressen jammerten: „Die großen Fische fressen die kleinen, Hunde fressen Menschen, Menschen Hunde, Hunde einander, Vögel einander, ein Gott den andern!“ Meine Ansicht ist die, daß mit der Zunahme der Bevölkerung das Ertragnis der ohnehin wenig ergiebigen Jagd und damit die einzige Quelle der Fleischnahrung immer spärlicher wurde, und daß um neue Jagdgebiete, um gutes Ackerland

und um ergiebige Fischplätze Streitigkeiten entstanden, die zum Kriege führten. Durch diese Kriege verwilderte der Geist des Volkes, die Feldarbeiten wurden vernachlässigt, Not trat ein, und Hunger im Verein mit Nachedurst und Haß führten in den ersten Fällen des Kannibalismus. Aber die Kriege dauerten fort, der Mangel an Fleischnahrung wurde mit der allmählichen Ausrottung der Tier- und Vogelarten, die das Hauptjagdwild ausmachten, immer fühlbarer, und was anfangs nur in der höchsten Not und in der äußersten Aufregung der Leidenschaften als vereinzelter Fall vorgekommen, wurde nach und nach ein fürchterlicher Brauch, der erst dann wieder aufhörte, als durch Einführung ergiebiger Nahrungsquellen dem Mangel und Elend abgeholfen und die Grundursache der blutigen Kriege gehoben wurde. Dies geschah mit Einführung der Schweine, Kartoffeln und Getreidearten durch die Seefahrer zu Ende des vorigen Jahrhunderts. Wohl leben noch viele Männer, die in ihrer Jugend Menschenfleisch gestoft haben, aber der jüngeren Generation klingt schon jede Erinnerung daran fast wie ein Märchen.

Was anderes kann auch Menschen dahin bringen, Ihresgleichen aufzufressen als Not, als Hunger? Es gibt keinen anderen vernünftigen Erklärungsgrund für eine Erscheinung, die so sehr der Natur zuwiderläuft, daß sie auch bei Tieren nur ausnahmsweise, wenn die Not dazu treibt, vorkommt. Es ist nicht barbarische Sitte, nicht Rohheit, nicht Wildheit, nicht Heidentum, was den uncivilisierten Menschen der Südsee soweit brachte, daß er das Blut seines Nebenmenschen trank und sein Fleisch aß; der Kannibalismus der Südsee-Inulaner hat keinen andern Grund, als der Kannibalismus des zivilisierten Europas, wenn dieser schiffbrüchig und in der Verzweiflung Hungers zu sterben, sich an seinem Unglücksgefährten vergreift. Der Kannibalismus ist eben nur eine der mannigfaltigen Erscheinungen des Kampfes ums Dasein.

Ähnlich spricht sich Georg Forster hierüber aus: „Wer weiß, ob die ersten Menschenfresser die Körper ihrer Feinde nicht aus bloßer Wut gefressen haben, damit gleichsam nicht das geringste von denselben übrig bleiben sollte? Wenn sie nun überdem fanden, daß das Fleisch gesund und wohlschmeckend sei, so dürfen wir uns wohl nicht wundern, daß sie endlich eine Gewohnheit daraus gemacht und die Erschlagenen allemal aufgefressen haben; denn so sehr es auch unserer Erziehung zuwider sein mag, so ist es doch an und für sich weder unnatürlich (?) noch strafbar, Menschfleisch zu essen. Nur um deswillen ist es zu verbannen, weil die geselligen Empfindungen der Menschliebe und des Mitleids dabei so leicht verloren gehen können. Da nun aber ohne diese keine menschliche Gesellschaft bestehen kann, so hat der erste Schritt zur Kultur bei allen Völkern dieser sein müssen, daß dem Menschenfressen entsagt und Abscheu davor zu erregen gesucht hat. Wir selbst sind zwar nicht mehr Kannibalen, gleichwohl finden wir es weder grausam, noch unnatürlich, zu Felde zu ziehen und uns bei tausenden die Hälse zu brechen; — ist es aber nicht Vorurteil, da wir doch kein Gewissen daraus machen, ihm das Leben zu nehmen? Ohne Zweifel wird man sagen wollen, daß ersteres den Menschen brutal und gefühllos machen würde. Allein es gibt ja leider Beispiele genug, daß Leute von zivilisierten Nationen, die, gleich verschiedenen unserer Matrosen, den bloßen Gedanken von Menschenfleischessen nicht ertragen, gleichwohl Barbareien begehen können, die selbst unter Kannibalen nicht erhört sind! Was ist der Neuseeländer, der seinen Feind im Kriege umbringt und frisst, gegen den Europäer, der zum Zeitvertreib einer Mutter ihren Säugling mit kaltem Blute von der Brust reihen und seinen Hunden vorwerfen kann? Die Neuseeländer freisen ihre Feinde nicht anders, als wenn sie solche im Gesicht und in der größten Wut erlegt haben. Es ist also nicht unwahrscheinlich, daß in der Folge dieser Gebrauch ganz abkommen wird.“ Und Forster hatte recht, denn, wie Hochstetter berichtet, verzeichnet die Geschichte schon im Jahre 1843 den letzten Fall von Menschenfresserei auf Neuseeland. Die Anschauung zweier so hervorragender Naturforscher, wie Georg Forster und Ferdinand v. Hochstetter, entspricht unsfreilich den tatsächlichen Verhältnissen besser, als das gedankenlose Geschwätz frommer Seelen, welche alle Schuld der heidnischen Religion zuschreiben. Es haben aber die Anhänger keiner heidnischen Religion so viel Blut vergossen als die Christen getan haben, und angeichts historischer Tatsachen, wie: Waldenser- und Albigenerkriege, Inquisitionsgerichte u. s. w., u. s. w. darf selbst ein Kannibale mit vollem Recht sagen: Seht, wir Wilden sind doch bessere Menschen! is.

Elegantes Rotwälsch. Wir wollen hier nicht von dem sogenannten Slang (englisch, sprich släng) der vornehmen Welt im allgemeinen sprechen, sondern nur von dem eines teils dieser Welt, und zwar unserer sogenannten Sportsmen. Schon daß diese Leute sich einen englischen Titel beilegen, zeugt von ihrer Unfähigkeit, die deutsche Sprache zu handhaben und ihren Bedürfnissen gemäß zu entwickeln, zu bereichern. Aber wenn sie dann wenigstens noch mit dem Englischen fertig würden, wenn sie sich wenigstens noch mit dem Englischen auseinandersetzen könnten, wenn sie zur „Sportsprache“ erhoben (?) haben! Allein davon keine Spur. Nicht einmal papageimäßig richtig nachplappern können sie die englischen Ausdrücke. Die meisten derselben werden auf's gräulichste verhunzt, so daß ähnliche Monstrositäten und Wortfarraturen zu Tage kommen, wie bei dem angeblich „englischen“ Rotwälsch der amerikanischen Neger. Ein Probbchen möge hier folgen. Die „Frankfurter Zeitung“

berichtet in ihrer Nummer vom 10. Juli also über ein „Sportereignis“: „Sieben, 9. Juli. Die II. Oberhessische Verbands-Regatta fand bei äußerst günstiger Witterung statt. Im 1. Rennen für 4 riems outrigger Giga siegte die coblenzer Rudergesellschaft über die oberräder Rudergesellschaft mit zwei Bootslängen. Im 2. Rennen 4 riems outrigger Raceboote siegte der mainzer Ruderverein über die giehener Rudergesellschaft mit 3 Bootslängen. Das 3. Rennen (Verbandsrennen) Sciff wurde von Herrn Mezler der offenbacher Rudergesellschaft „Undine“ über die giehener Rudergesellschaft (Herr Balzer) gewonnen. Herr Balzer protestierte, da Mezler seinen Cours genommen. Im 4. Rennen 4 riems inrigged Raceboote (Senior) siegte die frankfurter „Germania“ über den offenbacher Verein mit 2 Sec.; für den erkrankten Herrn Weizner fuhr Herr Lang. Im fünften Sciff (Juniorrennen) siegte abermals die „Germania“ (Stern) über den Ruderverein (Wiltberger). Im folgenden Rennen siegte Castel gegen Höchst mit 8 Bootslängen. Das nächste Rennen Sciff Senior wurde von Bierjad (Sachsenhausen) leicht gewonnen, da Herr Weizner von der „Germania“ nicht fahren konnte und Bierjad allein über die Bahn ging. Ebenso siegte Sachsenhausen im folgenden Rennen 4 riems inrigged Raceboote für Juniors über den offenbacher Ruderverein. Im letzten Rennen siegte der offenbacher Ruderverein über die giehener Rudergesellschaft.“ Dies die Notiz, welche offenbar in korrektester „Sportsprache“ abgefaßt ist. Gehen wir die spezifischen Sportausdrücke durch:

1) „Regatta“ — mag passiren; ist zwar nicht deutsch, und könnte mit Leichtigkeit durch ein deutsches Wort ersetzt werden, ist aber doch wenigstens nicht verhunzt.

2) „4 riems outrigger“ — kein englisches Wörterbuch wird das Wort „riems“ enthalten, — aus dem sehr einfachen Grunde, weil die englische Sprache es nicht kennt.

3) „Raceboot“ — ist weder englisch noch deutsch.

4) „Sciff“ — E. was unter 2 über „riems“ gesagt ist; die „Sciffs“ sind genau so englisch wie die „riems“.

Da dies die einzigen pseudo-englischen Ausdrücke in diesem Berichte sind, so können wir unsere Blumenlese nicht weiter ausdehnen. Daß es sich nicht um Druckfehler handelt, erhellt schon aus dem Umstand, daß die verhunzten Ausdrücke je mehrmals vorkommen und jedesmal in gleicher Gestalt. Außerdem haben wir uns überzeugt, daß diese Verhunzung ganz allgemein ist in der Welt unserer „Sportsmen“ — die sich gar viel auf ihre Reiter- und sonstigen Sportkünste einbilden, in puncto der Sprache aber — von anderem nicht zu reden — recht traurige Ritter sind. Wenn die Herren nicht in stande sind, ihre Muttersprache zu sprechen und zu schreiben, dann mögen sie doch zum mindesten die Anfangsgründe derjenigen Sprache erlernen, mit deren Hilfe sie ihre Blöße zu bedecken suchen.

Auch ein Oedipus, der das Rätsel der Sphinx, nämlich die soziale Frage, gelöst hat. Die Zahl dieser Oedipusse ist zum Glücke sehr groß, was jedoch leider nicht verhindert hat, daß die Sphinx noch immer am Leben. Die Zahl ist sogar viel größer, als man glaubt, denn es gibt auch unbekannte Oedipusse, obgleich diese Menschengattung der Regel nach sehr eifrig dafür sorgt, daß ihre Verdienste nicht unter den Scheffel gestellt bleiben. Ein solcher unbekannter Oedipus, der soeben durch einen Zufall, oder richtiger durch einen fleißigen pariser Journalisten entdeckt wurde, ist der im übrigen sehr bekannte vierhundert-Bändeschreiber Alexander Dumas, montchristlichen Andenkens. Herr Alexander Dumas stellte sich 1848 nach der Februarrevolution „den Arbeitern“ als Kandidat für ein Mandat zur Nationalversammlung vor und entwickelte in einem Wahlflugblatt — mit der ihm eigenen Bescheidenheit — seine Ansprüche auf ein Mandat als Arbeitervertreter. Das Flugblatt ist so interessant und kurios, daß wir uns nicht enthalten können, es im Auszug mitzuteilen:

„Arbeiter!
Ich stelle mich euch als Kandidat vor. Ich eruche euch um eure Stimmen. Meine Rechtstitel sind:

Ohne 6 Jahre der Erziehung (bloß 6?), 4 Jahre des Notariats und 7 Jahre der Bureauratie zu zählen, habe ich 20 Jahre lang 10 Stunden den Tag gearbeitet: macht 73 000 Stunden. Während dieser 20 Jahre habe ich 400 Bände und 35 Dramen geschrieben. Diese 400 Bände repräsentieren einen Werth von 11 853 600 Francs.

Diese 35 Dramen repräsentieren einen Werth von 6 360 000 Francs. Die 11 853 600 und die 6 360 000 Francs sind den Sehern, Zeichnern, Falzern, Papiermachern, Direktoren, Schauspielern, Schneiderinnen, Zeitkellnern, Friseurern und Friseurinnen zc. (das Verzeichniß ist sehr lang) zugekommen (für sich selbst berechnet Alexander Dumas merkwürdigerweise keinen Pennig; er dachte wahrscheinlich, was er persönlich verbraucht, werde genügend durch seine allerdings sehr beträchtlichen Schulden aufgewogen).

Wenn ich den täglichen Lohn auf 3 Francs veranschlage, so haben meine Bücher 20 Jahre lang 692 Personen ihren Tageslohn gegeben. Meine Dramen haben in Paris während 10 Jahren 347 Personen ihren Unterhalt verschafft. Verdreifache ich die letztere Ziffer für die Provinz — 1041 —, und füge ich die Arbeiterinnen, Clequeuführer und Fiaccres hinzu — 70 —, so ergibt sich ein Totale von 1458 Personen.

Mit meinen Dramen und Büchern habe ich also in summa 2160 Personen ernährt.

Und dabei sind die belgischen Nachdrücke und Uebersetzungen nicht gerechnet.

Kurz, ich habe einen wesentlichen Theil zur Lösung der sozialen Frage beigetragen.“

Im Sturm der Revolution wurde das Wahlflugblatt übersehen. Wie gesagt, ein pariser Journalist, Aurelien Scholl, hat es — ein zweiter Schliemann — aus dem Revolutionsschutt ausgegraben. Tatsache ist, wenn jeder Schriftsteller 2160 Personen ernährte, wäre die soziale Frage über und über gelöst. Schade nur, daß die meisten Schriftsteller bisher die Frage noch nicht gelöst haben, wie sich selber ernähren. — lb.

Eine Künstlerlaufbahn, oder richtiger Laufbahn zum Künstlertum, wurde vor kurzem in einer Prozeßverhandlung zu London „entküllt“. Der berühmte Bildhauer Belt hatte einen „Kollegen“, der allerhand vom Reid eingegebene Sandalgeschichten über ihn verbreitet, wegen „libell“ (Schmähung) verklagt, und war nun genötigt, vor Gericht sein Leben zu erzählen. Da kam denn die alte Wahrheit zur Geltung, daß das Leben der beste Romandichter ist. Belt ist der Sohn einer armen Wittwe, die ihm nur den notdürftigsten Schulunterricht verschaffen konnte. In seinem 10. Jahre mußte er schon etwas „verdienen“ und wurde Laufbursche. Er zeichnete gern, aber sein Talent wurde von niemand beachtet. Eines Tags fand er in der Westminsterhall ein glattes Stück Sandstein, das von der Wand abgefallen war. Auf dieses trug er mit einem Nagel den Kopf eines volkstümlichen Parlamentsmitglieds, das grade vorbeigegangen war. Der kunstsinige Dean (Dean) Stanley befand sich zufällig in nächster Nähe und sah die Zeichnung, die ihm auffiel. Er glaubte zu erkennen, daß in dem jungen, schäbig gekleideten Burschen das Zeug zu einem Künstler stecke. Er ließ sich in ein Gespräch mit dem kleinen Laufburschen ein und brachte ihn zu seinem Freund, dem Bildhauer Foley, der sehr bald die außerordentlichen Fähigkeiten des Knaben — denn er war noch nicht 14 Jahre alt — entdeckte, und ihn in seine Werkstätte aufnahm und zum Künstler ausbildete. Wie Belt allmählich emporkam und ein bedeutender Künstler und berühmter Mann wurde — das können wir hier nicht erzählen. Genug — der englische Spruch: truth is stranger than fiction — die Wahrheit ist wunderbarer als die Dichtung, wäre das beste Motto für Belt's Leben. lb.

Boshast verlassen. (Bild Seite 593.) Wen dauert er nicht, der arme galante Süßling, der geprellte Amadis. Ach, wie wurde er so plötzlich aus seinen Himmeln gestürzt! Nie hatten die wogenden Wellen einen Glücklicheren geschauelt als ihn, da er als alleiniger Ritter im Kreise holder Nymphen die Ruder regierte, dabei die Damen mit Aneddoten und Späßen und Komplimenten delectierend. Sein Auge sah den Himmel offen, es schwebte sein Herz in Seligkeit. Welcher böse Dämon mußte in einer dieser vier Schönen die Begier nach den Blumen erregen, die am Ufer prangten? Kaum war der Wunsch dem Gehege ihrer weißen Zähne entschlüpft, als uner Amadis den Nachen zum Ufer lenkte. Und während er die Flur ihrer anmutigsten Sprößlinge beraubte, um die Angebetete damit zu schmücken, ergreift diese die Ruder mit ihren zarten Händen und stößt vom Lande. Am Ende war das Verlangen nach Blumen nur ein Vorwand gewesen, den Ritter, dessen Scherze vielleicht sad, dessen Schmeicheleien abgeschmackt zu werden anfangen, über Bord springen zu lassen? Wer ermißt die Tüde der Weiberherzen! Da steht er nun am Ufer, der Jammersmann, mit seinem düstigen Strauß, wie Iphigenie auf Tauris, sehnsüchtig blickend nach dem treulosen Nachen, der die falschen Undankbaren in immer weitere Ferne trägt und er hat Zeit, Variationen zu machen über das Mozart'sche Thema: „Schelme sind die Mädchen alle, alle, alle.“ St.

Die Alhambra. (s. die Bilder Seite 596 u. 97, die dem neuen Konversationslexikon von F. A. Brockhaus, Leipzig, entnommen und von der Verlagsbuchhandlung uns freundlichst zum Abdruck überlassen worden sind.) Die Entfaltung der arabischen Architektur knüpft sich zunächst an die religiösen Bedürfnisse. Eine geräumige Halle (Mihrab) für die Betenden mit einem besonders heiligen Raume (Kiblah), wo der Koran aufbewahrt wird, ist Haupterfordernis jeder Moschee. Daran schließt sich ein großer Hof mit einem Brunnen für die Waschungen der Pilger. Schlante,

turmartige Minarets, von denen herab der Muezzin die Gläubigen zum Gebet ruft, sind ebenfalls unumgänglich, und oft verbindet sich ein kuppelartiges Grabdenkmal des Stifter's mit der übrigen Anlage. Bei alldem ist das Gotteshaus des Islam nicht zu einer festen und überallgiltigen Gestalt durchgedrungen. Auch in der Struktur sind die Araber nicht schöpferisch gewesen; sie lehnten sich an andere architektonische Stilarthen an. Dagegen hat ihre schweifende, bewegliche Phantasie eine Fülle origineller Details in der Gliederung, noch mehr aber in der Ornamentik geschaffen, indem sie die Wandflächen teppichartig mit jenen bunten, ewig wechselnden Formspielen bedeckten, die aus schematisirten Pflanzenteilen, schön geschwungenen Linien und geometrischen Figuren gemischt, noch heute nach ihren Erfindern den Namen Arabesken führen. — Die Denkmäler der arabischen Architektur sind überall zerstreut, wohin die Nachfolger Mohamed's mit dem Schwert in der Hand den Islam getragen haben: in Arabien, Egypten, Sicilien, Spanien, Persien und Indien. Die Blüte des maurischen Stils aber ist in jenem zaubrischen Königspalast entfaltet, der unter dem Namen Alhambra bekannt ist. Die gewaltige Feste auf steil emporragendem, bewaldeten Felsen dicht bei Granada, in einer paradiesischen Gegend, türmte sich etwa seit 1250 empor, doch wurde die größere Hälfte erst im 14. Jahrhundert hinzugefügt. Sie ist um zwei große Höfe gruppiert, die mit schattigen Säulenhallen und ihren plätschernden Fontainen erquickende Kühlung gewähren. Mit ihren 30 Türmen, ihren Moscheen, Kirchen, Palästen, Wohnungen und Höfen bedeckt sie einen Raum, der kaum in $\frac{1}{4}$ Stunden umgangen werden kann. Einst Festung, Königspalast, Moschee, Regierungsbau und Wohngebäude, ist sie gegenwärtig zum größten Teil zerstört. Aber in den erhaltenen, um den Löwenhof (in dessen Mitte der in Lied und Sage gefeierte Springbrunnen steht, dessen aus schwarzem Marmor gefertigte Schalen von zwölf Löwen getragen werden) und den Hof der Alberta gelegenen Teilen gibt sie noch Zeugnis von der Prachtliebe und dem Geschmack der maurischen Könige und ihrer Künstler. Gern überläßt man sich der berausenden Wirkung dieser mit Recht elfenartig genannten Räume und vergißt darüber den Mangel architektonischer Strenge. Der Name Alhambra bedeutet: „Der rote“ nämlich Turm. Eine Nachahmung der charakteristischen Teile der Alhambra enthält der Glaspalast zu Sydenham bei London. St.

Redaktions-Korrespondenz.

Kreuznach. M. Sie wünschen, daß Ihre Biographie nebst Portrait in der „Neuen Welt“ veröffentlicht werde und machen uns die Erfüllung dieser beschriebenen Bitte leicht, indem Sie die selbstverfaßte, anerkennenswerthe kurze Lebensbeschreibung und Ihre Photographie in Kabinetsformat einreichen. Schön von Ihnen, junger Mann. Leider müssen wir uns das kostspielige Vergnügen, Ihre freundlichen Hüfte in Holz schneiden zu lassen, versagen, dafür wollen wir aber — noch dazu an dieser bevorzugten Stelle — Ihnen ohne alle Beschränkung das Wort erteilen, damit Sie der Welt kund und zu wissen tun können, mit wem sie es in Ihnen zu tun hat. Sie schreiben: Heute tritt das Bild eines Mannes vor uns, welcher sein Leben lang tapfer für das Volk gekämpft hat, er ist noch jung, aber er ist gealtert, durch die Verfolgungen, Intriguen und Verläumdungen seiner Mitmenschen, von ihm gilt auch das Wort:

„Am Sarg erst strecken sich die Weichen,
Im Sarg erst wird der Künstler groß.“

Seine erste politische Verfolgung widerfuhr ihm im Juni 1875 durch Verbreitung von freien Schriften, trotzdem blieb er dem Rechte der guten Sache getreu, nach und nach entstanden von ihm die Dichtungen: „Wahre Freiheit“, „Gruß an Kreuznach“, „Das Klavier“, „An Marie“ und „Abchied“ etc. etc. Zu Anfang des Jahres 1878 lebend, führte er ein vielbewegtes Leben, stets mit Widerwärtigkeiten kämpfend, sodann kam die zweite Verfolgung im November desselben Jahres, während dieser Zeit entstanden die Gedichte der zweiten Periode: „Lebewohl“, „Der gefangene Dichter“, „Postbote“, „An Gretchen“, „Traum und Wahrheit“. Das Jahr 1879 konnte er so ziemlich in Zurückgezogenheit zubringen, 1880 erneute Schikanen, eine fein durchdachte Intrigue, um sein Ansehen bei seinen Mitbürgern herabzusetzen, im Frühjahr desselben Jahres gedachte er sich den vielen Gerwürnissen seines Vaters zu entziehen, sich mit seiner Kaufmännin zu verloben, schon hatte sie ihm das Eheversprechen gegeben, da scheiterte dieser Versuch an der Hartherzigkeit des Vaters, dieses kostete ihm beinahe das Leben, das war ein harter Schlag für ihn, sie hatte ihm die Treue gebrochen.

„Sie hat die Treu gebrochen,
Das Klingeln sprang entzwei.“

Im Frühjahr des Jahres 1881 wollte er sich, um seiner Muse ungehindert zu widmen, ein Piano anschaffen, ein gewisser berliner Fabrikant bereitete ihm dieshalb Berücksichtigungen und er wurde trotz seiner Belegung dessen, was man von ihm verlangte, verurteilt.

„Doch wist, es war Betrug,
Was man als Gnade preist.“

Demzufolge entstanden die Gedichte: „Mist“, „Das Grab“, „An Sie“, „Frauen-Glegel“, „Abchied“, „Ein Albumblatt“ und „An Marie“, sowie das Trauerspiel „Ein Genie aus dem Volke“, welches einstmalig Sensation erregen wird, daselbe spielt sozusagen aus seinem Leben, mit einem Worte, er war ein Opfer der Revolution, aber er war ein tapferer Soldat, und kämpfte vielleicht richtiger, als mancher auf blutigem Schlachtfelde.

Inhalt: Verschlungene Lebenswege. Roman von Franz Carion. (Fort.) — Josef Garibaldi. (Fort.) — Edle Liebe. Novelle. (Fort.) — Die Stellung der Frau im alten Egypten. — Falscher Patriotismus. — Ueber den Ursprung der Menschenfresserei. — Elegantes Rotwalsch. — Auch ein Oedipus. — Eine Künstlerlaufbahn. — Boshast verlassen. (Mit Illustration.) — Die Alhambra. (Mit Illustrationen.) — Redaktions-Korrespondenz.

Verantwortlicher Redakteur Bruno Geiser in Stuttgart. Redaktion: Neue Weinsteige 23. — Expedition: Ludwigstraße 26 in Stuttgart.

Druck und Verlag von J. G. B. Diez in Stuttgart.